Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 34

Artikel: "Robinsonland" [Fortsetzung]

Autor: Poeck, Wilhelm

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644369

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 34
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
24. August
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Pflügerlied.

Von G. von Salis.

Arbeitsam und wacker
Pflügen wir den Acker,
Singend auf und ab.
Sorgsam trennen wollen
Wir die lockern Schollen,
Unserer Saaten Grab.

Neigt den Blick zur Erde,
Lieb und heimlich werde
Uns ihr dunkler Schoß.
Hier ist doch kein Bleiben,
Ausgesät zerstäuben
Ist auch unser Los.

Gottes Sonne leuchtet,
Lauer Regen feuchtet
Das entkeimte Grün.
Flock, o Schnee, und strecke
Deine Silberdecke
Schimmernd drüber hin!

Ernten werden wanken,
Wo nur Körner sanken,
Mutter Erd' ist treu.
Nichts wird hier vernichtet,
Und Verwesung sichtet
Nur vom Keim die Spreu.

Wer um Tote trauert,
Glaub es, ewig dauert
Nicht der Aussaat Zeit.
Aus enthülster Schale
Keimt im Todestale
Frucht der Ewigkeit.

„Robinsonland".

Ein Roman von Wilhelm Poeck. 21

„Daß auch gerade heute Morgen so'n Daak sein mußte", sagte Peter. „Sonst hätte ich den alten verrückten Kerl rechtzeitig gesehen."

„Aber wußtest du es denn, daß es seine Reuse war?" rief Lambert entsetzt.

„Nun er uns abgefaßt hat und wir beide reingefallen sind, kann ich's dir ja sagen: natürlich hab' ich's gewußt!"

„O Peter, Peter, was bist du für ein gemeiner Bengel! Wenn er's nun doch dem Meister erzählt, hast du mich auf dem Gewissen."

„Red' doch kein Blech! Erstens tut er das nicht. Und wenn er's schließlich täte, kriegten wir den Magen reingemacht — und damit gut."

„Nein! Diebstahl bleibt Diebstahl. Wenn der Meister es erfährt, muß er es in seinem Bericht an die Staatsanwaltschaft reinschreiben. Und dann, Peter, eh' ich ins Gefängnis gehe, geh' ich ins Wasser!"

„Glaub' doch nicht, daß Edlessen so was tun würde. Dazu mag er deine Mutter viel zu gern leiden", sagte Peter grinsend.

„Was sagst du da?"

„Na, hast du nicht gesehen, wie die beiden gestern abend wieder zusammen muschelten?"

„Meine Mutter! Du willst was Schlechtes von meiner Mama sagen?" rief Lambert, packte Peter am Kragen, warf ihn auf die Fenne und drosch auf ihn ein.

„Laß mich los! Bist du denn ganz verrückt geworden? Habe ich deiner Mutter was nachgeredet? Ich sage ja nur von Edlessen was. Und bloß das, was andere auch sagen."

„Was sagen die?" rief Lambert, Peter freilassend.

„Es wäre schade, daß deine Mutter schon verheiratet sei. Das wäre sonst 'ne passende Frau für ihren Halligpastor."

„So. Und daraus machst du so was! Hast es vielleicht schon andern auch so erzählt? Von meiner Mama, die so lieb zu dir ist wie 'ne wirkliche Mutter. Wenn ich dir das vergesse!"

„Und wenn ich dir das vergesse, daß wir durch deine Aussagen von den Exportkisten in das ganze Schlamassel reingekommen sind!" sagte Peter ingrimmig. „Du mit deinem Gewissen aus Postpapier! Wenn du's denn wissen willst, darum hab' ich dich an die Reuse geschickt. Wenn wir geklappt würden, solltest du zuerst dran sitzen. Kannst's ja nun gern deinem lieben ‚Meister' erzählen, wenn du noch Lust dazu hast."

34.

Der Frühling war über den Halligarchipel dahingegangen, mit vieler Muschel-, Stall- und sonstiger Reinigung in Fenne und Häusern, mit Werftenbesodung und Gartenbestellung für die Halligleute.

Maike war eingesegnet. Sie schwang ihr Szepter in der Schule und über die vier väterlichen Trabanten in der ihrem neuen langgerockten Stande angemessenen Weise. Die Jungen waren durch wochenlange Draußenarbeit braun geworden wie der Lehm der Halligkante und hatten alle vier, teils durch das Grölen im Winde, teils durch den Wechsel, Stimmen bekommen wie junge Seehunde.

Am wenigsten hörte man Lambert. Er war in sich gekehrt und blieb andauernd seiner Mutter stille Sorge. Sie glaubte, er habe Sehnsucht nach seinem Vater und versuchte mehrfach, ihn durch dessen nun endlich für den Sommer in Aussicht gestellten Besuch zu trösten. Aber Lambert schüttelte dann jedesmal traurig den Kopf und versetzte mit seltsamem Aufflackern der Augen: er könne sich nicht mehr auf seinen Papa freuen. Er habe ihm zu viel Schande gemacht. Weiteres war aus ihm nicht herauszubringen. Eines Abends beim gemeinsamen Zusammensitzen hockte er sich mit irgendeiner Handbeschäftigung entweder neben seine Mutter oder Maike, hörte den Gesprächen, dem Buche, der Hausmusik ohne besondere Anteilnahme zu und grübelte in den Pausen vor sich hin, manchmal mit dem Ausdruck verhaltener Angst im Auge, als ob er sich von jemand verfolgt sähe. Frau Nautilius hatte den Arzt befragt, aber der hatte es auf die Entwicklungszeit geschoben, die sich bei an sich zur Melancholie neigenden Jungen wohl zu äußern pflege.

Nun schritt der Sommer mit seinem Sonnenhelm und den Lichtfahnen seiner blauen Tage und weißen Nächte, jauchzend und harfeschlagend, über das Halligfeld. Das Meer tat seine weiten, glänzenden Arme auf und lud die Stadtmenschen mit ihren kohlenverstaubten Lungen ein, sich gesund zu atmen und zu baden in Luft und Licht, See und Sand.

An der Kimm wurde ein weißer Punkt sichtbar, wuchs und gestaltete sich bald zu einem buntbeflaggten, von ebenso buntem Menschenvolk wimmelnden Dampfer, der geradenwegs auf die Kante zuhielt.

Ein Bäderdampfer? Mit Besuchsabsicht auf Süderhörn, das so ganz aus dem Zirkel der Großstadtneugier herausliegende? Ein seltener Gast! dachten die Halligmänner und schoren dann ihre Schafe, die sie bei dem schönen Wetter gerade unterm Messer hatten, seelenruhig weiter. Nur Christian Paulsen und noch ein paar, die sich freuten, daß sich die große Welt endlich mal wieder auch ihrer Angelegenheit erinnere, gingen mit Brettern und Schifferhaken nach der Kante hinunter, um das Kulturschiff zu begrüßen und seine, vor allem die zartbeschuhte weibliche Menschheit über ihren glibberigen Ton ans Ufer zu lotsen.

Pastor Edlessen und seine vier Zöglinge fühlten sich indessen nicht bemüßigt, bei dem Empfang mitzuwirken. Sie hätten es auch nicht gekonnt. Heute steckte sein Körpertum in den allerältesten, von den Jahren, Schlick und sonstigen Halligzutaten so angegrauten Futteralstücken, daß ein einigermaßen auf sich haltender Handwerksbursche sie beim Angebot als Geschenk wahrscheinlich mit Verachtung zurückgewiesen hätte. Nicht viel schöner sahen seine vier jungen Hilfsleute aus, zu denen als weiblicher fünfter sich Maike gesellt hatte, gänzlich ohne Rücksicht auf ihren neuen vornehmen Stand in ebenso wenig salonfähig anmutende jungmännliche Kleidungsstücke aus Mutter Wabes Arsenal gehüllt. Diese Gruppe war über zwei Hammel größter Sorte gebeugt, die mit gefesselten Beinen und gehalten von den kräftigen Armen der Jugend neben dem Prielrand jämmerlich blökend dalagen, während Pastor Edlessen dem einen und Dietz dem anderen, beide auf den Knien liegend, das dicke winterliche Vließ mit der Schafschere vom Leibe schoren. Von solchen wollgewinnenden Menschengruppen war der ganze Hauptpriel, von der einen Wohnwerft bis zur anderen, eingefaßt.

„Bitte, dies Bild aus dem Alten Testament müssen Exzellenz, Frau Gräfin und die übrigen Damen sich genau ansehen", sagte eine vornehme Herrenstimme hinter den beiden Pastorenhammeln. „Jakob und Laban mit ihren Knechten, die Schafe scherend, um deren Lämmer der eine den andern und umgekehrt betrogen hatte."

Pastor Edlessen blickte sich um, sprang auf und reichte, in der Rechten die Schafschere und von oben bis unten mit Wollsträhnen beklebt, dem Besitzer der vornehmen Stimme unbekümmert um seine, seiner Tochter und der übrigen Hausgenossen äußere Erscheinung seine gewaltige Linke und rief mit ebensolcher Stimme:

„Religion gut, Naturgeschichte schwach! Diese Tiere kommen für solche biblische Mogeleien nicht in Frage, denn es sind Hammel. Willkommen, lieber Herr Regierungspräsident, willkommen, meine hochverehrten Damen, in meinem weiteren Halligwirkungskreise. Ich bitte uns nur ein paar Augenblicke zu entschuldigen, in einer Viertelstunde werden wir uns in Mitteleuropäer zurückverwandelt haben. Lieber Herr Regierungspräsident, dann sollen Sie und die Damen uns in einem andern, nicht ganz so schlickfarbigen Rahmen kennen lernen."

„Dazu sind wir eigentlich auch gekommen", erwiderte der Regierungspräsident. „Und um es Ihnen gleich zu verraten: nicht aus bloßer Neugier, auch ein wenig im Anschluß an unsere damalige Fahrt ins Rauhe Haus."

„Viel Ehre für meine kleine Robinson-Republik", rief Edlessen. „Die übrigen Badegäste wälzen sich, ihrem Herdentrieb entsprechend, wie ein Trupp Hammel selbstverständlich zuerst der Kirche zu."

Der Regierungspräsident kam mit seinen Damen von der Kirchenbesichtigung zurück. Frau Nautilius hatte schleunigst im Pesel des Sievertsen-Hauses einen Kaffeetisch herrichten lassen. Die Damen taten Mutter Wabes Pförtchen und anderem Halliggebäck alle Ehre an und bewunderten die schönen Kacheln. Der Regierungspräsident hatte sein Auge auf die Ausstattung des Zimmers gerichtet: Tisch, Stühle, Bänke, Sitztruhen, Wandborde, Bilderrahmungen.

„Und das alles haben Sie mit Ihren Zöglingen eigenhändig angefertigt, Herr Pastor?" sagte er. „Erstaunlich! Sie müssen ja ein Meister in allerlei Handwerkskünsten sein."

„So müssen die Jungen mich auch nennen", sagte Edlessen nicht ohne Selbstbewußtsein. „Aber mit der ‚Kunst'

ist es nicht allzuweit her. Alles ist sehr einfach, wie Sie sehen."

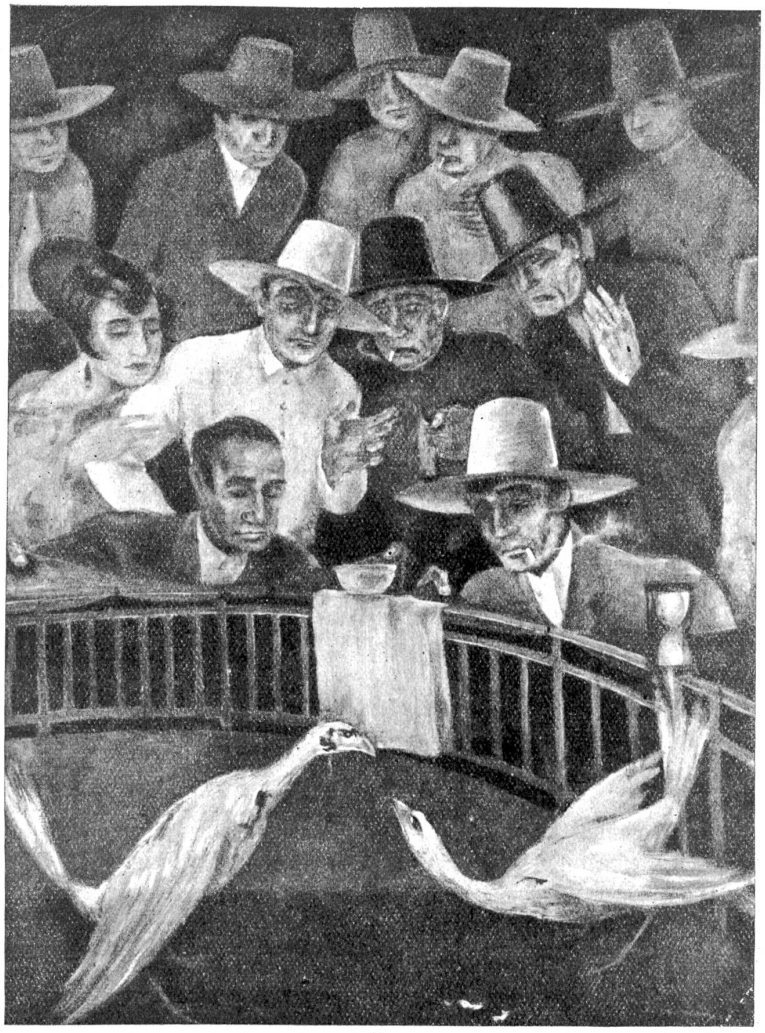
„Aber geschmackvoll und gediegen. Dabei alles so fröhlich in Farbe. Lieber Pastor, Sie müssen uns das ganze Haus zeigen und ein paar Erklärungen dazu geben."

„So kommen Sie", sagte Edlessen. „Wir müssen alles ein bißchen summarisch machen. So sehr viel Zeit hat der Dampfer nicht mehr. Bitte, hier ist das Unterrichtszimmer. Pulte, Tafel, Anschauungsmaterial, Halligkarte, deutsche Reichskarte, alles aus der Robinsonwerkstatt, kein Stück Fabrikware."

„Das ist zu bewundern", sagte der Regierungspräsident. „Wie haben Sie das alles fertigbringen können?"

„O, ein Winter ist lang. Und zehn Fäuste schaffen schon was. Hier die beiden weiteren Räume sind die Schlafzimmer. Sie heißen aber, wie lucus a non lucendo, deshalb so, weil die Jungen nicht darin schlafen. Wenigstens nicht im Sommer. Hier wollte ich Sie nur auf die etwas phantastischen Wandmalereien auf den Schiebetüren der vier Alkovenbetten aufmerksam machen. Jeder hat sich, seinem besonderen Talent entsprechend, als Maler verewigt. Und auf den Fußböden, wie Sie überall sehen, als Mattenkünstler."

Die Damen besichtigen die Schiffe, die Werfthügel, die Arabesken, die Vögel- und Blumenmuster, mit denen die Jungen mit wenig Kunst und sichtbar vielem Vergnügen jeder nach seinem Geschmack die Schotten ihrer Schlafstätten sowie die Decke verziert hatten. Dann führte Edlessen sie zu den Stallräumen im hinteren Teil des Hauses.



Hans Schöllhorn: Hahnenkampf.

Die Damen meinten bewundernd: die seien so weiß wie Schnee.

„Das müssen sie auch", erklärte Edlessen. „Wir haben keine Streu, daher muß alles an den Viehställen von Holz sein und regelmäßig gescheuert werden. Die Bohlen mußten zum Teil erneuert werden, als wir hier einzogen. Ebenso die Bodenbretter und die Dachsparren. Das Haus ist im Frühjahr völlig neu gedeckt und auch gestrichen worden. Alles haben wir selbst gemacht. Keine fremde Handwerkerhand hat daran gearbeitet."

„Daher fiel mir das Haus gleich schon von weitem auf", sagte eine der Damen. „Es ist ja ein kleiner Schmuckkasten."

„Eine Miniatur-Versuchsstation für alles", sagte der Regierungspräsident, „sogar für Landwirtschaft."

„Sehr richtig", bestätigte Edlessen. „Unsere Milch, Butter und Käse melken und machen wir uns im Sommer, wo das Vieh keine Wartung erfordert, auch selbst. Aber nun muß ich Ihnen unsern Clou zeigen, wie die Zeitungsschreiber sagen. Bitte meine Herrschaften, hier hinaus, an dem Hühnerstall, einem Spezialkunstwerk meines Freundes Dietz, vorbei. Sehen Sie dort dies Gedicht aus Holz und Mauersteinen in Rot, Blau und Weiß?"

„O, wie entzückend!" riefen alle Damen. „Ist es ein Maleratelier?"

„Nein, ein ehemaliger Schafstall", sagte Edlessen lachend und sich die Hände reibend. „Ein uraltes, verfallenes Ding, nur das Ständerwerk war noch gut. Diesem Kadaver haben wir dann sozusagen zu unserm Spezialvergnügen neuen Odem eingeblasen und neues Fleisch um die Rippen gezaubert. Der Ton zu den Steinen wurde im Watt gegraben, die Steine in selbstgemachte Formen gestrichen und in Sievertsens altem Backofen gebrannt. Ebenso der Kalk aus Muschelschalen. Das Dachret stammt aus dem Fething. Im Frühjahr ging's los, sobald das Wetter es erlaubte. In drei Wochen war der Zauber fertig. Dann kamen Türen und Fenster aus unserer eigenen Tischlerei und Glaserei hinein, und nun steht's da, von dem Pinsel unserer Künstler in vornehmstem Schiffskojengeschmack angemalt, für den nächsten Winter als Hammelpalast und für diesen Sommer als romantisches Wigwam für jugendliche Blaßgesichter. Oder besser wohl" — damit stieß Edlessen die Tür auf und forderte die Damen durch eine Handbewegung zum Eintreten auf — „als gemeinsames Schiffslogis für angehende Seefahrer. Denn als solche dürfen wir uns ja mit einiger Phantasie betrachten. Hier schlafen meine vier jungen Robinsone."

„Aber wo sind die Betten?" riefen die Damen.

„Betten?" sagte Edlessen lachend. „Es ist nur gut, daß sie selbst nicht mit hier sind und somit über das verächtliche Wort ‚Betten' nicht die Nase rümpfen können. Nein, meine vier Halligmatrosen härten sich für die spätere Lebens-Segelfahrt in Hängematten ab."

Edlessen rollte ein an der Wand hängendes, zusammengeschnürtes Bündel auseinander und sagte:

„Halligerzeugnis, wie alles andere. Das Leinen war früher ein Marssegel, das mit einem Maststumpf im Winter hier antrieb. Dies angetriebene alte Marssegel war eigentlich die Geburtsidee für den neuen Schafstall — im Sommer also Schlafstall — denn was konnte man mit Hängematten anfangen, wenn man keine Koje hatte, sie aufzuhängen?"

„Lieber Herr Pastor", sagte der Regierungspräsident beifällig nickend, „Sie verstehen es vorzüglich, in Ihren Zöglingen den Urtrieb aller Jugend nach Romantik zu befriedigen. Alles scheint Spiel und ist im Grunde richtige, ehrliche Arbeit. So ein Halligfeld mit seinen einfachen, primitiven Verhältnissen scheint mir das von der Natur gegebene Versuchsfeld für eine solche Erziehungsakademie zu sein."

„Was für ein vornehmer Name", sagte Edlessen abwehrend. „Meine Jungen sollen ja keine ‚Akademiker' werden, nein, das gerade Gegenteil davon. Mit was für 'nem Nagel im Kopf kamen die Jungen hierher. Handarbeiter! Landarbeiter! Püh! Und sie wären die Söhne feiner Leute. Nun wissen Sie schon aus eigener Erfahrung ein bißchen, was Handarbeit eigentlich ist und bedeutet. Nun sehen Sie den Handarbeiter und sein Werk schon mit ganz anderen Augen an. Aber im übrigen haben Sie recht. Sehen Sie, eigentlich wollte ich mit den Jungen und unter Hilfe meiner Halligleute das ganze Pastorenhaus auf der Kirchwerft neu aufbauen. Aber die streiken jetzt, weil das Muschelwerk einspringen soll, und so haben wir uns auf diese Werft und das alte Sievertsen-Haus beschränkt. Die Jungen haben sie mit besoden geholfen, und dabei habe ich — denn ich bin nun mal so 'ne richtige Schulmeisternatur — ihnen die Augen nach Goetheschem Rezept, siehe Faust II, auch theoretisch so 'n bißchen für Gemeinsamkeitssinn und Staatsbürgertum geöffnet. Seht, Jungens, habe ich gesagt, diese Werft verteidigen wir gegen den größten Feind der Hallig, das Meer. Das geht nur durch Zusammenschluß aller Kräfte. Dafür gibt man, wenn's sein muß, sein Leben hin. So muß auch ein Volk sein Land gegen die Brandung anderer Nationen verteidigen; denn des Menschen schlimmster Feind ist der Mensch. Die Halligverteidigung ist sozusagen ein Symbol für die Vaterlandsverteidigung. Da hätten Sie diesem Dietz seine Augen sehen sollen!"

„Also praktische Erziehung zum nationalen Gedanken", sagte der Regierungspräsident, wiederum kopfnickend. „Das Bild sitzt und ist eigentlich unvergeßlich."

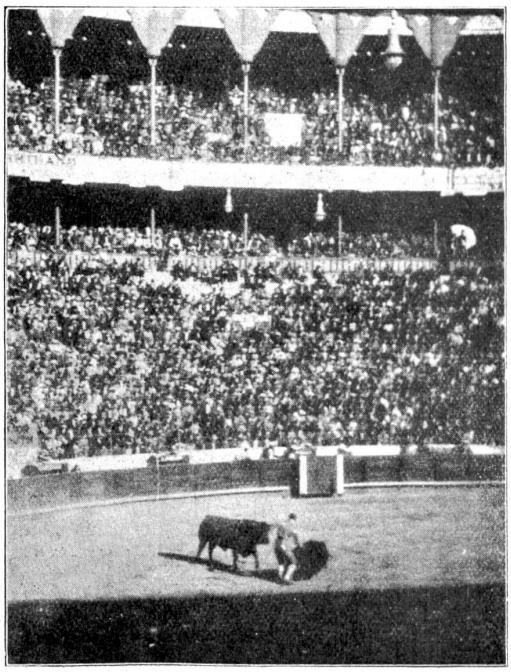
(Fortsetzung folgt.)

Ein Stierkampf in Barcelona.

Von Oswald Gyr, Hilterfingen.

Punkt 5 Uhr nachmittags wird das Zeichen zum Anfang gegeben. Ein Reiter, ein zweiter, dann die ganze „Quadriga". Die Vertreter der Regierung werden zweimal ehrerbietig begrüßt, dann übergibt einer jener schwarzgekleideten, mit wallendem Federbusche gekrönten Reiter die Schlüssel zu der Pforte, hinter welcher die reingezüchteten Stiere der letzten Freiheit harren. Die Reiter auf den übermütig tänzelnden edlen Pferden sind verschwunden, nur die vier bis sechs Matadores, Toreros und Banderilleros im reichbestickten Gewande, seidenen Strümpfen und dem charakteristischen Stierfechterbarret bleiben in der Arena zurück. Die schwere Türe zum Stierzwinger wird geöffnet und im selben Augenblicke schießt das durch die ersten blauen Bandillos am Rücken unterhalb des Genickes zur Wut gereizte Tier wie ein Pfeil in die Arena. Diese einleitende Phase des nur 10—20 Minuten dauernden Kampfes hat etwas Bezwingendes. Hier ist unverbrauchte Kraft — ein kapitaler Gegner, dessen Waffen vorbehaltlos zur Auswirkung gelangen. (In Portugal dagegen sind die Stierkämpfe für Roß und Mann gefahrloser: Der Bulle wird nicht ohne Hornkugeln in die Arena gelassen.) Die spitzen, weit ausladenden Hörner zu Boden gesenkt, rast das vier- bis fünfjährige, wenig über einen Meter hohe Tier — unsere „Muni" sind die wahren Riesen damit verglichen — auf den nächsten Gegner los. Mit einem zierlichen Satze über die zwei Meter hohe erste Umzäunung, im äußersten Notfalle rasch hinter eine der spanischen Wände (vorgebaute Verschläge), wohin schon einige Herren Kollegen vom Berufe sich zurückgezogen hatten.

Wer nun glaubt, daß sich der Stier jetzt wutschnaubend Horn und Schädel gegen die Barriere einrennt, der hält die Büffel für weit dümmer, als sie sind. Nur der gedrungen und wuchtig gebaute Körper, der vermöge der ihm mitgeteilten Schwungkraft die einmal eingeschlagene Richtung nicht so rasch ändern kann, ermöglicht ja einen Kampf, der sonst sofort tödlich für den Gegner enden müßte. Diesem Naturgesetze vertrauend, nähert sich jetzt zierlichen Schrittes der erste Torero (Tuchwerfer) dem Tiere, das sich nach der ersten unsanften Bekanntschaft mit der hieb- und „hornfesten" ersten Barriere sofort kampfeslustig dem nächsten Gegner aus Fleisch und Blut zugewandt hat; der Kampf ist in das Stadium der ersten Scharmützel, der Fühlungnahme mit dem Feinde getreten.



Stierkampf in Barcelona.